

Thomas Ley

Rezension eines wichtigen Buches der Gewaltforschung

Das 2019 erschienene Buch „Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie“ von Thomas Hoebel und Wolfgang Knöbl, zwei Sozialwissenschaftlern am Hamburger Institut für Sozialforschung, lässt bereits im Titel und Untertitel erkennen, dass es beansprucht, eine programmatische Schrift zu sein, die zu einer soziologischen Erklärung von Gewalt im Sinne einer entdeckenden Prozesssoziologie auffordert.

Während es durchaus möglich gewesen wäre, unmittelbar nach der Einleitung das Modell einer entdeckenden Prozesssoziologie vorzustellen, gehen die Autoren einen anderen Weg. So erläutern sie zunächst, in welcher Weise sie von Erklären sprechen, ehe sie nach einem Überblick über den gegenwärtigen Stand der Gewaltforschung (S. 18-32)¹ unter Bezugnahme auf Andrew Abbott und John Levi Martin auf das Konzept der Heuristik als Methode des sozialwissenschaftlichen Entdeckens (S. 33) eingehen. Dabei lautet ihre These, dass „die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung momentan nicht um Begriffe herum strukturiert (sei), sondern um Heuristiken“ (S. 33), die „den Forschenden ein Grundverständnis über die gangbaren Forschungsstrategien (vermitteln)“ (S. 34). Folglich seien „Kausalannahmen (...) das zentrale Kriterium, anhand dessen sich das Set an Heuristiken, mit dem die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung momentan hantiert, in sich differenziert“ (S. 37).

Um die von den Autoren vertretene methodologische Position nachvollziehen zu können, muss man sich klar machen, dass sie von Erklären und Kausalität nicht in der Semantik und Logik des Hempel-Oppenheim-Schemas sprechen, sondern

¹ Alle im laufenden Text in Klammern gesetzten Seitenangaben beziehen sich auf Hoebel/Knöbl (2019).

sich an Andrew Abbott orientieren, der für ein weites Verständnis sozialwissenschaftlichen Erklärens wirbt, das sowohl syntaktische als auch semantische und pragmatische Erklärungen umfasst, sodass auch „ethnografische oder historische Beschreibungen ohne Weiteres als Erklärungsansätze verstanden werden können“ (S. 43). So können auch so genannte dichte Beschreibungen oder andere Erzählungen aufschlussreich sein für ein kausales Erklären von Geschehnissen oder Vorgängen, wenn sie Beschreibungen enthalten, aus denen sich die zeitliche Abfolge von Ereignissen erschließen lässt. (S. 44-46) Das Argument der Autoren, das sie in erkennbarer Kenntnis eines in Philosophie und Wissenschaftstheorie stattfindenden Diskurses über Kausalität und Kausalerklärungen formulieren, lautet entsprechend, dass es nicht notwendig sei, aus Skepsis gegenüber Kausalerklärungen nach dem Hempel-Oppenheim-Schema (vgl. S. 55) auf kausale Erklärungen verzichten zu müssen, wenn man unter solchem Erklären den methodischen Versuch versteht, ein soziales Geschehen hinsichtlich seiner sequenziellen Realisierung nachzuzeichnen und dadurch seine kausale Verursachung herauszuarbeiten. Im Kern geht es dabei darum, die zeitliche Abfolge von Ereignissen in den Blick zu nehmen und „Ereignisketten“² (S. 11) zu identifizieren, die das ausmachen, was man als die temporale Struktur von Phänomenen bezeichnen kann.

Im dritten Kapitel, das in diesem Buch das zentrale Kapitel darstellt, gehen Hoebel/Knöbl auf die drei kausalen Heuristiken ein, die sich in der gegenwärtigen Gewaltforschung vorfinden lassen, um Gewalt zu erklären. Heuristiken, die (jede für sich genommen) nicht geeignet sind, Gewalt zu erklären, sodass es notwendig sei, einen anderen Ansatz zu entwerfen, den sie als einen prozessualen Ansatz bezeichnen (S. 17).

² Dieser Begriff ist Grundelement einer „processual sociology“ nach Andrew Abbott (2016). Vgl. hierzu Kaven (2018), S. 2.

Bei der ersten Heuristik handelt es sich um die Heuristik der Motive, in deren Zentrum die Frage steht, warum jemand Gewalt ausübt (S. 38). Wenngleich man der These zustimmen kann, dass Motive nicht einfach zu bestimmen sind (S. 62)³, wird an dem von den Autoren als Beleg dafür ausgewählten Beispiel deutlich, dass eine kausale Heuristik der Motive sich methodologisch grundlegend unterscheidet von einer hermeneutischen Heuristik oder Methodologie der Motive, die diese sinnlogisch aus zur Bestimmung von Motiven vorliegenden Ausdrucksgestalten zu bestimmen versucht, wie beispielsweise die Objektive Hermeneutik.⁴ Während es sich nach der Methodologie der Objektiven Hermeneutik angeboten hätte, beispielsweise an einem Kriminalfall zu zeigen, wie man methodisch aus einer Ausdrucksgestalt von Gewalt auf die subjektive Disposition eines Täters schließen kann und welchen Problemen man hierbei begegnet, führen die Autoren zur Plausibilisierung ihrer These eine Studie von Stathis N. Kalyvas über „The Logic of Civil War“ an, die wenig geeignet erscheint, „die Begrenztheit eines motivbezogenen Erklärungsansatzes belegen (zu) wollen“⁵, zumal sich Kalyvas, und ich zitiere hier Hoebel/Knöbl, „mehrfach dafür ausspricht, die Motivfrage in der Forschung zu Bürgerkriegsgewalt auszuklammern“ (S. 63 f.). Dass er in seiner Arbeit nicht ganz auf Motive verzichten kann und den Bürgerkriegsakteuren im Sinne der Rational-Choice-Theorie „utilitaristische Handlungsabsichten“ (S. 68) unterstellt und im Sinne eines „verkappten Kollektivismus“ (S. 67) von einer „kausale(n) Transitivität zwischen Anweisungen (von Vorgesetzten, TL) und Folgebereitschaften innerhalb

³ Zu dieser These siehe auch das von Wolfgang Krischke mit Thomas Hoebel und Wolfgang Knöbl geführte, in der Frankfurter Allgemeine Zeitung (am 4. Dezember 2019) abgedruckte Interview „Woher kommt die Gewalt?, Seite N4.

⁴ Vgl. hierzu Oevermann (1993), S. 256 f. und ders. (2002), S. 1 ff. Ein Beispiel für die lückenlose Rekonstruktion eines Tatmotivs findet sich in einer Expertise von Ulrich Oevermann zu einem Tötungsdelikt. Da diese nicht für die Öffentlichkeit geschrieben wurde, habe ich sie entsprechend nicht im Quellennachweis aufgeführt.

⁵ Sutterlüty (2019), S. 4.

von Kollektiven“ ausgeht (S. 67), steht auf einem anderen Blatt. Auch wenn daher die Kritik an der Studie in Teilen durchaus nachvollziehbar ist⁶, zeigt sie aber im Kern weniger auf, wie schwer es ist, Motive zu bestimmen, sondern eher, dass man nicht über „Gewalt ableitungen und Motivzuschreibungen“ (S. 62) hinauskommt, wenn man nicht versucht, diese auf der Basis hierzu geeigneter Ausdrucksgestalten oder Spuren zu rekonstruieren.⁷

Bei der zweiten Heuristik handelt es sich um die Heuristik der Situation, in deren Zentrum die Frage steht, wo und wann Gewalt entsteht (S. 28). Paradigmatisch für diesen Ansatz gehen die Autoren insbesondere auf die Arbeit von Randall Collins ein, wobei es den Nachvollzug des Collins'schen Ansatzes nicht erleichtert, dass in dessen Explikation immer bereits Kritik eingewoben ist. Zu diesem Ansatz ist zunächst einmal zu sagen, dass es Collins um eine Mikrosoziologie gewaltsamer Konfrontationen geht, das heißt, um eine möglichst genaue Untersuchung der Dynamik von Gewaltsituationen. Dabei geht er theoretisch davon aus, dass es zur Anwendung von Gewalt nur dann kommt, wenn es zumindest einer der beiden Seiten gelingt, die Barriere aus Anspannung und

⁶ Insbesondere in Bezug auf das von den Autoren so genannte „>>Maschinenmodell<< des Organisierens kollektiver Sozialverbände“ (S. 67).

⁷ Vgl. Oevermann (2002), S. 2: „(...) die objektive Hermeneutik (macht) ernst mit den Konsequenzen der grundlegenden Erkenntnis, daß jede subjektive Disposition, d.h. jedes psychische Motiv, jede Erwartung, jede Meinung, Haltung, Wertorientierung, jede Vorstellung, Hoffnung, Fantasie und jeder Wunsch methodisch überprüfbar nie direkt greifbar sind, sondern immer nur vermittelt einer Ausdrucksgestalt oder einer Spur, in der sie sich verkörpern oder die sie hinterlassen haben. Zutreffend entschlüsseln läßt sich daher eine solche Disposition erst, wenn man zuvor die objektive Bedeutung jener Ausdrucksgestalt entziffert hat. Erst dann kann man zur begründeten Erschließung der Struktur der subjektiven Disposition selbst übergehen. Die übrigen Methoden der Forschung leiden darunter, daß sie entweder diesen Schritt der Vermittlung über die objektiven Bedeutungs- und Sinnstrukturen einer Ausdrucksgestalt überschlagen und auslassen oder von vornherein die Ebenen von Sinn- und Bedeutungshaftigkeit menschlichen Handelns ganz ausblenden und sich reduktionistisch auf die Beobachtbarkeit äußeren Verhaltens beschränken.“ Wesentlich für die Rekonstruktion eines Gewaltmotivs ist die Ausdrucksgestalt, die der Gewalttäter in seiner Lebenspraxis hinterlassen hat.

Angst zu überwinden. Dabei geht er von der Prämisse aus, dass diese Barriere zur evolutionären Grundausstattung des Menschen gehört. Wie immer man eine solche Prämisse bewerten mag: sie macht deutlich, dass es nach Collins in Interaktionssituationen nur dann zur Gewaltanwendung kommt, wenn Anspannung und Angst überwunden werden, weshalb „die menschheitsgeschichtliche Entwicklung von Gewalt der sozialen Evolution von Techniken geschuldet (ist), Konfrontationsanspannung und -angst zu überwinden.“⁸ Auch wenn man aus soziologischer Sicht anmerken kann, dass Collins „ein wenig nachlässig“ (S. 80) Situationen mit Interaktionen „identifiziert“ (S. 80), wirkt sich dies m. E. nicht negativ auf seine Analyse aus, weil er sich analytisch gar nicht für die Situationsdefinitionen der Handelnden interessiert. Zutreffend erscheint mir die Kritik, dass Collins nicht hinreichend darauf eingeht, „wodurch Situationen ihre Einheit finden“ (S. 80). Allerdings kann man aus seinen Beispielen ableiten, dass für ihn Gewaltsituationen den Status von abgrenzbaren Einheiten (Systemen) haben, von Feldern, wie man in Anlehnung an Kurt Lewin⁹ formulieren kann, die durch emotionale Felder aus Anspannung und Angst geprägt sind.¹⁰ Daraus folgt nicht, dass für die Entstehung von Gewalt nicht auch Faktoren von Relevanz sein können, die außerhalb der Situation liegen.¹¹ Diese „Hintergrundfaktoren“¹² stellen nach Collins eine notwendige Bedingung für Gewaltanwendung dar und können „in hohem Maße zu Gewalt prädisponieren“¹³, diese aber allein nicht erklären. Wenngleich diese These vor dem Hintergrund der theoretischen Annahme einer Emergenz der

⁸ Collins, S. 48

⁹ Auf den Collins (2011) keinen Bezug genommen hat und dessen Name entsprechend auch nicht in seinem Literaturverzeichnis auftaucht.

¹⁰ Hierzu Collins (2011), S. 35.

¹¹ Sie können „notwendige Bedingungen sein oder zumindest in hohem Maße zu Gewalt prädisponieren, sie sind jedoch gewiss nicht hinreichend.“ Collins (2011), S. 37.

¹² Collins (2011), S. 36.

¹³ Collins (2011), S. 36.

Situation einleuchtend erscheint, macht sie zugleich deutlich, was man mit ihr nicht erklären kann: nämlich Gewaltanwendungen, die nicht im Verlauf von Interaktionen entstehen, sondern (geplant – aus der Distanz) ausgeführt werden, ohne zuvor durch „das Nadelöhr der Situation“ (S. 84) gegangen zu sein. Dennoch ist dieser Ansatz für die Gewaltforschung auch dann von Bedeutung, wenn man Collins‘ Emotionstheorie kritisch gegenübersteht, weil er den analytischen Fokus im Sinne eines methodologisch „produktiven Reduktionismus“¹⁴ auf die Interaktion bzw. Situation lenkt und sich mikrologisch genau (mit einem akribischen Interesse für das Detail) für den „tatsächlichen Ablauf des Gewaltprozesses“¹⁵ interessiert. Dass Collins zur Illustration seiner Analysen ethnographische Beschreibungen, Fotografien und Videoaufnahmen von Gewaltsituationen verwendet, macht ihn überdies für Vertreter der Objektiven Hermeneutik zu einem interessanten Autor, bieten die verwendeten Ausdrucksgestalten doch eine wertvolle materiale Basis für eine sequenzanalytische Re-Analyse von Gewalthandlungen.

Bei der dritten Heuristik handelt es sich um die Heuristik der Konstellationen, in deren Zentrum die Frage steht, welche sozialen Bedingungen massenhafte Gewalt ermöglichen (S. 39). Zu den Studien, die Gewalt in Differenz zu einer bloßen Fokussierung auf die Mikroebene durch Einbezug einer Makroebene erklären wollen, zählen die Autoren die Arbeiten des Anthropologen Georg Elwert (S. 102 ff.), von Timothy Syders (S. 107 f.) und Jörg Baberowski (S. 110 ff.), die dem Raumkonzept eine zentrale Rolle bei der Erklärung von „massenhafter Gewalt“ (S. 40) zumessen. So argumentiert Elwert, „dass wiederkehrende Perioden von Gewalt und Krieg in vielen Teilen der gegenwärtigen Welt, vor allem in Afrika, dadurch zu erklären sind, dass (es dort) >>gewaltoffene Räume<< (gebe)“ (S. 102) worunter er solche Räume (bzw. Territorien) versteht, „in (denen) es kein Gewaltmonopol (...) gibt“ (S. 102). Hier könne es „zu einer Spirale der Gewalt“

¹⁴ So Hartmann, zit. nach Hoebel/Malthaner (2019), S. 12.

¹⁵ Collins (2011), S. 13.

(S. 102) kommen, „die in erster Linie durch ökonomische Motive von Akteuren angetrieben würde“ (S. 102). Typischerweise komme es zu „Raub und Plünderung“ (S. 102) und es würden „Gewaltmärkte“ (S. 102) entstehen, während „reguläre ökonomische Transaktionen (verschwinden)“ (S.102). Ein weiteres Beispiel „für eine auf Raummetaphern basierende Argumentationsstrategie“ (S. 106) sind die Studien von Timothy Snyders, in denen er die These vertrat, dass in Gebieten (bzw. Räumen) wie den sogenannten „Bloodlands“ „bestimmte Bedingungen gegeben waren, die das unfassbare Ausmaß an Gewalt (gegen Millionen von Menschen, TL) überhaupt erst ermöglichten“ (S. 107). So war „für die hochgradig variierenden Überlebenschancen von Juden (...) der Bestand staatlicher Strukturen insofern ausschlaggebend, als nur dort, wo Staatlichkeit gegeben war, jüdische Staatsbürger kraft staatlicher Autoritäten einigermaßen geschützt wurden“ (S. 107). Ohne hier die Kritik nachzuzeichnen, die Hoebel/Knöbl hinsichtlich der Frage äußern, ob sich das Vorhandensein staatlicher Strukturen (an sich) tatsächlich positiv auf den Schutz von Menschen vor Gewalttaten auswirkt, machen die Autoren deutlich, dass diese Heuristik der Bedingungskonstellation alleine nicht trägt, weil zum Beispiel die Entstehung von Gewaltmärkten nicht ohne „ökonomische Motive von Akteuren“ (S. 102) zu erklären ist und in Gewalträumen Mitglieder von polizeilich-militärischen Organisationen handeln, die, wie Stefan Kühl schreibt, sozialisiert sind im Hinblick auf das Befolgen von Befehlen, die auch das massenhafte Töten von Menschen zur Folge haben können. Neben dem Raum sind es mithin auch auf Gewaltausübung spezialisierte Organisationen, die als Erklärungsfaktoren zu berücksichtigen sind, um erklären zu können, wie es in bestimmten Situationen zu massenhafter Gewaltanwendung kommen konnte. Allerdings erklärt der bloße Eintritt in die Organisation noch nicht, wie die Autoren zu Recht anmerken, wie es zur Erweiterung der „Indifferenzzone“ (S. 122) von Organisationsangehörigen kommen konnte und wie sie auch mental fähig wurden, Massentötungen zu vollziehen.

Zum Ende des dritten Kapitels hin kommen die Autoren darauf zu sprechen, dass jede der drei kausalen Heuristiken „in bestimmte Aporien oder zumindest Probleme (laufe), die sich im Grunde genommen nur durch ein fundamental anderes Forschungsdesign lösen lassen, dessen Grundzüge sich bei anderen Heuristiken finden“ (S. 124). Damit greifen sie den Gedanken auf, den sie bereits zu Beginn ihres Buches formulierten, dass jede der drei Heuristiken „in sich defizitär“ (S. 61) ist und „für sich genommen auf explanatorische Abwege (führt)“ (S. 17) und „die Alternative zu den drei genannten Heuristiken nicht in Mikro-Makro-Modellen, sondern in prozessualen Ansätzen (liege)“ (S. 17), um die von ihnen postulierte „drohende theoretische und methodologische Stagnation in der gegenwärtigen Gewaltforschung zu überwinden“ (S. 16).

Ehe der Versuch erfolgt, die Konturen dieses prozessualen Ansatzes nachzuzeichnen, ist es an dieser Stelle m. E. im Sinne einer reflexiven Theorieentwicklung und kritischen Methodenreflexion von Bedeutung, zum Ausdruck zu bringen, dass die Kritik an den drei kausalen Heuristiken und die dabei zu Tage tretenden Aporien genau genommen darauf verweisen, dass es sich bei den Heuristiken um idealtypische Konstruktionen handelt, die – um in Anlehnung an Max Weber zu formulieren – „in dieser absolut idealen *reinen* Form vielleicht ebensowenig je in der Realität auftreten, wie eine physikalische Reaktion, die unter Voraussetzung eines absolut leeren Raum errechnet ist.“¹⁶ Entsprechend verweist nicht nur die Zuordnung der unterschiedlichen Studien der Gewaltforschung auf die Zuordnung durch die beiden Autoren, sondern auch die Feststellung von Abweichungen oder gar Aporien. Aus diesem Grund sind es auch nicht, wie die Autoren argumentieren, die beobachteten „Forscherinnen“, die „in den jeweiligen Heuristiken am Ende immer auf bestimmte Schwierigkeiten (stoßen) (und sie) dazu zwingen, sich konkurrierenden Heuristiken (zuzuwenden) (und) dabei auf neue Probleme treffen“ (S. 40). Diese

¹⁶ Weber (2014), S. 13.

Feststellung wird nämlich aus der inkongruenten Perspektive der die Gewaltforschung mit dem Schema der Heuristiken beobachtenden Autoren getroffen. Die „Zirkularität der Heuristiken“ (S. 124) ist folglich eine Figur, die unabdingbar auf die Perspektive derjenigen verweist, die die Gewaltforschung durch das selbstkonstruierte Schema dreier idealtypischer Heuristiken beobachten.

Um dieser Zirkularität zu entgehen, schlagen die Autoren im fünften Kapitel ihres Buches eine vierte Heuristik vor, in der „die Frage der Transitivität (bzw. der Intransitivität) von Ereignissen und damit ihrer temporalen Ordnung (im Zentrum“ (S. 157) kausaler Gewalterklärung steht. Dabei folgen die Autoren der Epistemologie eines hermeneutischen Realismus (S. 56). Es geht ihnen nämlich nur um die Analyse der temporalen Ordnung von Ereignissen, um die Rekonstruktion der „Verkettung bestimmter Ereignisse“ (S. 157), sondern auch um die Berücksichtigung der Beteiligtenperspektive, um „ihre Deutungen, ihr Handeln und Erleben sowie ihre sozialen Beziehungen zueinander“ (S. 157 f.).

Wie Analysen aussehen können, die der Logik einer prozessualen Heuristik folgen, wird von den Autoren an zwei Beispielfällen aufgezeigt, wobei insbesondere der erste Fall der Massenerschießungen durch Polizisten in Polen im Jahr 1942 (S. 160 ff.) deutlich macht, dass eine prozessuale Heuristik vom Gewaltgeschehen ausgeht und von hier aus ereignissequenziell untersucht, wie es zum Gewaltgeschehen kam, und hierbei nicht nur die Zeitdimension im Blick hat, sondern auch Aspekte berücksichtigt, die zu tun haben mit dem Eintreten in eine Organisation, mit dem Erlernen von formalen und informalen Erwartungen in Organisationen und den damit im Zusammenhang stehenden eingeschränkten Handlungsoptionen der Polizisten vor Ort, sich unter der Bedingung wechselseitiger Beobachtung der Situation zu entziehen bzw. Befehlen nicht Folge zu leisten. In diesem Sinne sind Organisationen „kausal relevante Situationselemente“ (S. 170) zur Erklärung des konkreten Gewaltgeschehens, weil ohne dieses Element nicht zu erklären wäre, wie man die Ausführung der

massenhaften Tötung von Menschen durch Polizisten erklären kann. Dabei verweist der Terminus der „organisierten Plötzlichkeit“ (S. 161) darauf, dass zur Erklärung der Bereitschaft zur Ausführung der ihnen gegebenen Befehle zwingend organisationale und situative Umstände einzubeziehen sind. So erfolgte der Befehl zum massenhaften Erschießen von Menschen erst dann, als sich die Polizisten bereits an dem Ort befanden, wo sie die Tat ausführen sollten. Und hier standen sie nicht nur unter dem Erwartungsdruck ihrer Vorgesetzten, sondern auch ihrer Kameraden. Während der Hinweis auf die erklärende Bedeutung des Timings plausibel erscheint, vermag ich allerdings nicht diese These zuzustimmen, dass es dieser Fall „erlaubt (...), die Motivfrage in den Hintergrund zu schieben“ (S. 164). Die Frage nach dem Warum – so mein Argument – ist nicht deshalb zu vernachlässigen, weil es sich bei denjenigen, die Menschen erschossen, um Mitglieder in formalen Organisationen handelte, zumal man bei Ausblendung der Motivfrage dann auch nicht fragen könnte, wie zu erklären ist, dass Polizisten in dieser Situation der organisierten Plötzlichkeit nicht massenhaft töteten, warum sie „sich von den Erschießungen offiziell freistellen“ (S. 169) ließen oder sich auf andere Weise der Situation entzogen.

Instruktiv finde ich auch die kurze Fallinterpretation von „Charlie Hebdo“ (S. 164 ff.). Sie zeigt sehr gut, dass über eine genaue Rekonstruktion der Ereignisverkettung ein interessanter Einblick in die Dynamik des Gewaltgeschehens möglich ist. Allerdings würde ich auch hier nicht sagen, dass die Motivfrage für die Erklärung des Geschehens zu vernachlässigen wäre. So erscheint das wiederholt riskante Handeln der Angreifer kaum verständlich zu sein, wenn man nicht hypothetisch in die Überlegung einbezieht, dass die islamistischen Attentäter so handelten, weil sie sich als mutige Kämpfer für eine gerechte Sache zeigen wollten, was zu dem (möglicherweise) nicht intendierten Effekt einer situativen Dominanz führte, weil die polizeilichen Einsatzkräfte diese Vorgehensweise nicht erwarteten und sich erst auf diese einstellen mussten. Nachdem die Autoren im fünften Kapitel zunächst die Grundzüge prozessualen

Erklärens von Gewalt skizzierten, und diese Skizze deutlich konturierte, dass wesentlich für diese Form des Erklärens die analytische Berücksichtigung der Zeitdimension ist, ein prozessualer Ansatz aber darüber hinaus auch methodisch und theoretisch offen sein muss, um „motiv-, situations- und konstellationsorientierte Argumente produktiv aufzunehmen“ (S. 199), kommen sie erst auf S. 182 auf die im Untertitel genannte entdeckende Prozesssoziologie als Methode der Gewaltsoziologie zu sprechen, wobei der Leser, der wissen will, worin der Ansatz einer entdeckenden Prozesssoziologie besteht und was ihn von einem ‚bloß‘ prozessualen Ansatz unterscheidet, sich im entdeckenden Modus auf den Weg machen muss, um das Rätsel dieser Frage zu lösen. Dabei wird er, wenn er dem Text geduldig und genau folgt, auf die Formulierung stoßen, dass eine entdeckende Prozesssoziologie „explanatorisch an allen Situationselementen interessiert (ist), die sich in einem Geschehen finden lassen“ (S. 188). Methodisch bedeutet dies, mit „der möglichst detaillierten Untersuchung von vergleichsweise kleinteiligen >>Szenen>> (die für gewöhnlich keine allzu langen Zeitspannen umfassen)“ (S.188) anzusetzen, sich aber nicht „>>methodologisch-situationistisch<<“ (S. 193) nur an „eine Perspektive (zu binden), die nur den Mikrobereich, also die unmittelbaren Interaktionen in der Situation, zum Thema macht“ (S.188), sondern situationsorientiert und in dieser Situationsorientierung methodisch und theoretisch sensibel und offen zu sein für den Einbezug von Argumenten, die motiv- oder organisationsbezogen und in diesem Sinne situationstranszendierend sind. Dabei ist es für das Verstehen des entdeckenden Vorgehens hilfreich, dass die Autoren die methodische Herangehensweise unter Bezugnahme auf die bereits zuvor besprochenen Massenerschießungen in Polen und am Fall Charlie Hebdo (S. 189 f.) zumindest kurz ansprechen, auch wenn es sich nicht zuletzt aus Gründen eines überzeugenden Plädoyers für eine in der Gewaltforschung neue Methodologie und analytische Vorgehensweise angeboten hätte, die wesentlichen Schritte eines entdeckenden Vorgehens zu explizieren.

Fazit

Das Buch der beiden Hamburger Sozialwissenschaftler stellt ohne Zweifel einen wichtigen Beitrag zur soziologischen Gewaltforschung dar. Insbesondere gibt es einen Überblick über die Entwicklung und die Rezeption der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung in Deutschland. Damit liefern sie nicht nur einen brauchbaren Überblick über die gängigen Gewaltbegriffe, sondern vermitteln auch einen Grundverständnis über verschiedene Ansätze zur Erklärung von Gewalt. Interessant ist ihr Argument, dass die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung nicht um Begriffe herum strukturiert sei, sondern um Heuristiken (S. 33), unter denen Sie in Anlehnung an den amerikanischen Sozialtheoretiker Andrew Abbott Methoden des Entdeckens (S. 33) verstehen. Es sind dann drei von ihnen konstruierte Heuristiken, mit denen sie die Gewaltforschung beobachten und deren Autoren den Heuristiken zuordnen. Wenngleich gegen ein solches methodisches Vorgehen insbesondere nach dem methodischen Verständnis der typenbildenden Soziologie im Anschluss an Max Weber nichts einzuwenden ist, wäre es aus methodologischer Sicht wichtig gewesen, auf diesen konstruierenden Aspekt hinzuweisen. In der Folge wäre es für den Leser leichter zu erkennen, dass sich nicht die Autoren selbst einer der kausalen Heuristiken zuordnen, sondern von Hoebel/Knöbl unter diese Kategorien subsumiert wurden. Dass die zugeordneten Autoren dann in ihren Studien nicht bei Argumenten bleiben, die sie der Zuordnung entsprechend hätten benutzen dürfen, um nicht in Widerspruch zu ihrer Heuristik zu gelangen, erscheint bei Berücksichtigung des idealtypengeleiteten Beobachtens von Hoebel/Knöbl dann weniger als Defizit der jeweiligen Heuristiken, als vielmehr logische Konsequenz der Anwendung eines inkongruenten Beobachtungsschemas durch die beiden Autoren. Aus dieser Perspektive ist dann der postulierte Ausweg, auf den hin die Autoren textstrategisch von Beginn an hinarbeiteten, die Konstruktion einer vierten Heuristik, die sie als eine „im Kern

prozessuale Heuristik“ (S. 158) bezeichnen und nachfolgend an zwei Fallbeispielen plastisch erläutern. Weniger deutlich erfolgt von hier aus der Übergang zu einer entdeckenden Prozesssoziologie, von der man nicht recht weiß, ob es sich um eine weitere Heuristik handelt, oder ob durch die Semantik markiert werden soll, dass wesentlich für diese prozessuale Heuristik ihre Offenheit für das Entdecken neuer Erkenntnisse ist, wie man in Anlehnung an die wissenschaftstheoretischen Arbeiten von Popper oder Reichenbach formulieren kann (vgl. S. 185). Angesichts des programmatischen Anspruchs, der im Untertitel des Buches formuliert ist, ist diese Unklarheit nicht vorteilhaft, wenn es darum geht, ein überzeugendes Plädoyer für einen neuen methodischen Weg zu halten. Hier wäre es besser gewesen, genauer und systematischer zu explizieren, was man unter einer entdeckenden Prozesssoziologie zu verstehen hat, was ihre Grundbegriffe und ihre Leitsätze sind und wie man sich eine entdeckende Prozesssoziologie in der Forschungspraxis vorzustellen hat. Letzteres deuten die beiden Autoren zumindest exemplarisch an, womit man zumindest eine Vorstellung davon erhält, wie eine Gewaltforschung aussehen könnte, die im Modus der entdeckenden Prozesssoziologie operiert.

Ungeachtet der kritischen Anmerkungen handelt es sich bei diesem Buch um einen wichtigen Beitrag zu methodologischen und methodischen Aspekten der Gewaltforschung. Ein Buch, auf das man sich allerdings einlassen muss, das man geduldig lesen muss, das aber durch seine an einigen Stellen eklektizistisch wirkenden Bezugnahmen auf Wissenschaftstheorie, Philosophie und (neuere amerikanische) Sozialtheorie nicht leicht lesbar ist. Aber dies muss ja ein Buch, das neue Denkanstöße geben will, auch nicht.

Quellennachweise

Abbott, Andrew (2016): Processual Sociology, Chicago: The University of Chicago Press.

- August, Vincent (2019), *Ein methodologisches Manifest. Vincent August über Wolfgang Knöbl und Thomas Hoebel, Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie* (2019) <https://www.researchgate.net/publication/338018166>
- Collins, Randall (2011): *Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie der Gewalt*, Hamburg: Hamburger Edition.
- Hoebel, Thomas u. Wolfgang Knöbl (2019), *Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie*, Hamburg 2019: Hamburger Edition.
- Hoebel, Thomas u. Stefan Malthaner (2019): *Über dem Zenit. Grenzen und Perspektiven der situationistischen Gewaltforschung*, in: *Mittelweg* 16, 1-2, S. 3-14.
- Kaven, Carsten (2018), *Anmerkungen zu Andrew Abbotts "Processual Sociology" aus der Perspektive der Norbert Elias'schen Prozess- und Figurationssoziologie*. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoa-57263-7>
- Krischke, Wolfgang: *Woher kommt die Gewalt? Interview mit den Soziologen Wolfgang Knöbl und Thomas Hoebel über Ursachen und Motive von Gewalttaten*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 4. Dezember 2019, S. N4.
- Oevermann, Ulrich (2002): *Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung*. www.ihs.de
- Sutterlüty, Ferdinand (2019), *Neue Toolbox für die Gewaltforschung. Rezension zu „Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie“ von Thomas Hoebel u. Wolfgang Knöbl*. <https://www.soziopolis.de/lesen/buecher/artikel/neue-toolbox-fuer-die-gewaltforschung/>
- Weber, Max (2014), *Wirtschaft und Gesellschaft. Soziologie, Studienausgabe der Max Weber-Gesamtausgabe Band I/23*, hrsg. von Knut Borchardt, Edith Hanke u. Wolfgang Schluchter, Tübingen 2014: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).